

Pfarrer Dr. Christoph Sigrist, Großmünster Zürich

7. Sonntag nach Trinitatis, 18. Juli 2021, 10 Uhr

Predigt über 1. Könige 17,1-16

¹ Und es sprach Elia, der Tischbiter, aus Tischbe in Gilead zu Ahab: So wahr der HERR, der Gott Israels, lebt, vor dem ich stehe: Es soll diese Jahre weder Tau noch Regen kommen, ich sage es denn. ² Da kam das Wort des HERRN zu ihm: ³ Geh weg von hier und wende dich nach Osten und verbirg dich am Bach Krit, der zum Jordan fließt. ⁴ Und du sollst aus dem Bach trinken, und ich habe den Raben geboten, dass sie dich dort versorgen sollen. ⁵ Er aber ging hin und tat nach dem Wort des HERRN und setzte sich nieder am Bach Krit, der zum Jordan fließt. ⁶ Und die Raben brachten ihm Brot und Fleisch des Morgens und des Abends, und er trank aus dem Bach. ⁷ Und es geschah nach einiger Zeit, dass der Bach vertrocknete; denn es war kein Regen im Lande. ⁸ Da kam das Wort des HERRN zu ihm: ⁹ Mach dich auf und geh nach Sarepta, das zu Sidon gehört, und bleibe dort; denn ich habe dort einer Witwe geboten, dass sie dich versorge. ¹⁰ Und er machte sich auf und ging nach Sarepta. Und als er an das Tor der Stadt kam, siehe, da war eine Witwe, die las Holz auf. Und er rief ihr zu und sprach: Hole mir ein wenig Wasser im Gefäß, dass ich trinke! ¹¹ Und als sie hinging zu holen, rief er ihr nach und sprach: Bringe mir auch einen Bissen Brot mit! ¹² Sie sprach: So wahr der HERR, dein Gott, lebt: Ich habe nichts Gebackenes, nur eine Handvoll Mehl im Topf und ein wenig Öl im Krug. Und siehe, ich habe ein Scheit Holz oder zwei aufgelesen und gehe heim und will's mir und meinem Sohn zubereiten, dass wir essen – und sterben. ¹³ Elia sprach zu ihr: Fürchte dich nicht! Geh hin und mach's, wie du gesagt hast. Doch mache zuerst mir etwas Gebackenes davon und bringe mir's heraus; dir aber und deinem Sohn sollst du danach auch etwas backen. ¹⁴ Denn so spricht der HERR, der Gott Israels: Das Mehl im Topf soll nicht verzehrt werden, und dem Ölkrug soll nichts mangeln bis auf den Tag, an dem der HERR regnen lassen wird auf Erden. ¹⁵ Sie ging hin und tat, wie Elia gesagt hatte. Und er aß und sie auch und ihr Sohn Tag um Tag. ¹⁶ Das Mehl im Topf wurde nicht verzehrt, und dem Ölkrug mangelte nichts nach dem Wort des HERRN, das er geredet hatte durch Elia.

„...und wir werden es essen, dann aber müssen wir sterben.“ 1. Kön 17,12

Liebe Gemeinde,

und wir werden es essen, dann müssen wir sterben. Oh, das ist kein Satz aus vergangenen Jahrhunderten. Tausendfach wird er gesagt – zu allen Zeiten und an vielen Orten, in Berlin, in Zürich. So treffen sich heute Morgen eine Witwe aus Sarepta und eine Ehefrau aus Zürich. Sie legen miteinander diesen Vers aus. Schauen wir hin, wohin uns beide Frauen führen.

Da mag in den letzten Monaten die Pandemie mit ihren Experten unsere Welt durcheinanderwirbeln, die Ehefrau möchte nur Gewissheit. Sie sitzt im Kaffee in der Altstadt Zürichs vor mir. Ich habe sie vor gut zehn Jahren verheiratet. Vor Weihnachten, mitten im zweiten Lockdown, schrieb sie eine SMS: „Mein Mann hat einen Hirntumor.“ Er wurde sofort operiert. Der Tumor ist weg. Wieder eine SMS vor ein paar Tagen: „Darf ich mit Dir reden?“ Sie rührt im Kaffee. Das Kinn zittert. Die Augen sind verweint. Der Blick sucht das Weite. Aus der tiefen Schwere kommen ihre Sätze: „Die Zellen sind nicht weg. Er muss wieder im August zur Kontrolle. Ach, ich lebe in der totalen Unsicherheit. Corona ist kein Thema für uns. Was hat Corona mit meinem Mann zu tun? Nichts! Ich möchte einfach, dass er überlebt!“

Da mag im alten Israel auf höchster Ebene ein Konflikt entstanden sein; man sagt, dass die fremde Königin – Isebel hieß sie - mit ihrem Fruchtbarkeitswahn den heimischen Gott erzürnt hat. Das Gleichgewicht der

Natur ist durcheinandergelassen. Eine Dürre war die Folge, seit Menschengedenken hat man solche Zeiten nicht erlebt. Leidtragend ist nicht der Königshof. Leidtragend sind immer die einfachen Leute.

Da lebte nicht weit von Israel eine Witwe – ohne Rente, ohne reiche Verwandte, ohne Namen, aber mit einem hungrigen Kind. Die Frucht des Ackers, verdorrt. Das Geld, ausgegangen. Wenig dürres Holz war noch zu finden. Das Mehl ging zur Neige, das Öl auch. Was hatte denn die Witwe mit dem politischen Konflikt zu tun? Nichts. Sie kannte die Königin mit Migrationshintergrund nicht, sie kannte Gott nicht, der zornig wurde. Sie interessierte sich weder für seltsame Fruchtbarkeitsriten noch für dahergelaufene Propheten. Sie wollte nur leben, für sich und für ihren Knaben.

Menschen wie sie werden die Opfer, wenn es auf höchster politischer Ebene nicht stimmt. Sie weiß, dass sie nichts ändern kann. Sie ist stumm ergeben ihrem Schicksal. Das geht einem ans Herz. Man müsste doch, man sollte doch, ist denn da kein Experte? Nein, die Witwe von Sarepta kämpft nicht: Wenn wir das letzte Brot gegessen haben, werden wir sterben.

Ach dieser Satz! Weil der Boden dürr ist, weil der Boden überschwemmt wurde, weil der Boden verseucht ist. Immer wieder wird er gesagt, in Moria, Libanon, Bangladesch, weil auf höchster Ebene Spannungen sind. Wer mag auf solche Sätze hören? Die Schuld der Verantwortlichen zahlen selten sie selbst. Es hungern die Ohnmächtigen der Erde. Sie haben keine Ahnung, warum. Sie leben – in totaler Unsicherheit.

Wir haben gelernt, auf die Stimme der Fachleute zu hören. Ihre Prognosen und Aussagen weisen auf verborgene Zusammenhänge. Sie werden zu prophetischen Worten. „Weißt Du“, es geht ein Ruck durch die Ehefrau, „der Spezialist hat uns genau zugehört. Er hat nur gemeint, dass Zysten auch verschwinden können. Daran halte ich mich nun.“

Elia, der Prophet, weiß auch mehr von den Zusammenhängen. Er hatte das Unglück kommen sehen. Er konnte es nicht verhindern. Es traf auch ihn. Er hatte genug, genug vom Machtkampf, genug vom Protest. Er war erschöpft. Er wollte weg aus allem, aus dieser verrückten und verkehrten Welt. Er wurde Aussteiger. Er wollte zur Besinnung kommen. Gott wies ihm ein Versteck, beim Bach. Raben brachten ihm Brot vom Himmel, tägliches Brot.

Sind das die Glücklichen, die ihre Nische finden, fernab vom Unfrieden der Welt, die Einsiedlerinnen, die sich aus dem Internet, WhatsApp und Instagram zurückziehen? „Ich habe begonnen, mit meinem Mann zu klettern.“ Mein Gegenüber in Zürich erzählt voller Inbrunst von der Fokussierung an der Wand. „Ich vergesse alles, konzentriere mich auf den nächsten Halt, da erholt sich meine erschöpfte Seele.“ Und so suchen viele in der Sommerzeit die Nische fern von Corona-Kennzahlen und Masken-Vorschriften mit ihren erschöpften Seelen. Sie wissen, der Alltag mit seiner Not holt sie ein.

Das Elend holte auch Elia, der Prophet, ein. Der Bach trocknet aus. Niemand kann den globalen Zusammenhängen der Welt entrinnen. Arm und Reich, heimisch und fremd, gesund und krank sitzen im gleichen Boot, auch Berlin in der EU und Zürich außerhalb der EU im Herzen von Europa, im gleichen Boot Welt. Niemand kann sich unserem Globus entziehen. Elia wandert aus. Er flüchtet. Er kommt in Sarepta an, weil Gott ihm Nahrung versprochen hat, Lebenssinn und glückliche Perspektive. Warum nur sollte man denn sonst fliehen?

So treffen sich der fliehende Prophet, der um die höheren Zusammenhänge weiß, und die hungernde Witwe, die nur weiß, dass sie nichts zu essen hat. Der Hunger vereint sie beide. In Sarepta ist er der Fremde, der Flüchtling, und sie die Einheimische, die Bürgerin. Aber was soll's. Essen müssen sie beide

und trinken auch. Wer vermöchte denn zwischen fremd und heimisch zu unterscheiden, wenn er hungernde Menschen sieht? Wo es zu essen gibt, da fühle ich mich daheim. Wo die Erde die Frucht verweigert, da fühle ich mich fremd.

Liebe Gemeinde, wenn es an einem Punkt offensichtlich ist, dass die biblische Auslegung politische Folgen hat, dann ist es hier mitten in dieser biblischen Legende mit wunderhaften Zügen. Dieser Zusammenhang zwischen der Predigt auf der Kanzel und der politischen Debatte im Kanzleramt – die berlinersche, sprachliche Nähe von Kirche und Politik ist für mich Schweizer wunderbar -: Er ist uns Reformierten als Erbe ins Herz eingelagert. Für Ulrich Zwingli gab es nicht zwei Reiche wie bei Martin Luther, sondern eine Welt: Die Reformation der Kirche zeigt sich in der Transformation der Gesellschaft. Die biblische Auslegung des Hungers des Propheten und der Witwe damals wirkt sich in der Bekämpfung des Hungers und der Armut in der Welt hier und jetzt aus. Leerte deshalb Zwingli alles Gold aus dem Kirchenraum Großmünster, um Geld für die Armen zu schmelzen? Er wusste prophetisch genug um die Zusammenhänge zwischen Kirche und Politik, zwischen dem Stillen des Hungers der Witwen durch diakonische soziale Arbeit und dem Verkauf der Manneskraft in fremde Söldnerheere und Kriegsgebiete.

Deshalb hat die reformierte Kirche der Stadt Zürich soeben beschlossen, von ihrem unglaublich großen Vermögen eine Million Franken als Corona-Batzen freizugeben. Denjenigen mit ihrem Mindestlohn, die ihre Arbeit verloren haben und vom Staat mit 80% Ersatzlohn unterstützt werden, zahlen wir während vier Monaten die fehlenden 20%. So können die Prekarisierten die Zahlungen von Miete und Krankenkasse abfedern. Pfarrpersonen und Sozial-diakonisch Tätige gehen auf diese Menschen zu. Wohnsitz ist einzige Bedingung, nicht Religion und Kultur. Gut fünfzig Gesuche haben wir in den ersten beiden Monaten behandelt, 130'000 Franken verteilt. Die Gesuche stammen ausschließlich von Frauen. Alleinstehend, alleinerziehend sind sie. Sie arbeiten mehrheitlich in der Gastronomie, Kommunikation, im Detailhandel und der Prostitution. Vielfach sind sie krank, oft haben sie Hunger. „Pastor, I need money, I have not food!“ schreibt mir regelmäßig eine Mutter von Zwillingen, die von Venezuela geflohen, traumatisiert durch die Ermordung ihres Vaters und Bruders, in Zürich nun Asyl bekommt. „Das mit dem Corona-Batzen finde ich gut“, sagte die Ehefrau im Zürcher Kaffee, „deshalb zahle ich gerne Kirchensteuern.“

Die Geschichte der Witwe von Sarepta endet nicht im Hunger. Es lohnt sich, auf das Ende zu achten. Am Schluss werden alle satt: Die Witwe, ihr Sohn und der Prophet. Auf sein Wort hin gibt die Frau zuerst dem Mann Gottes zu essen. Außer seinem Wort hat sie keine Sicherheit, dass es auch noch für ihren Sohn und sie selbst reicht. „Das Gebet ist das einzige, was mir Sicherheit gibt“, so höre ich die Frau in Zürich. Ist das die Großzügigkeit der Armen? Wer kaum etwas hat, verschenkt auch das, was er noch hat, sei es auch das letzte Brot. Ist das der Glaube der Verzweifelten? Wer sich in nichts mehr sicher ist, wirft auch diese Unsicherheit Gott in den Schoss.

Ein märchenhaftes Ende nimmt die Geschichte. Das Mehl im Topf geht nicht aus und auch das Öl nicht im Krug. Wir wissen wohl, dass es gefährlich ist, in Sachen Ökonomie an Märchen zu glauben, obwohl unsere Kirchen in Zürich sogar im vergangenen Jahr der Lockdowns Millionenüberschüsse vorweisen können. Doch wer traute sich angesichts der Not des Doms und auch Berlins, mit der Vollmacht eines Propheten den Schenkenden zu sagen, dass ihr Topf nie leer ausginge? Wie sollen dann die Geschichten weitergehen in unseren Zeiten, die den Märchen abhold geworden sind?

Müsste doch ein Wunder geschehen? Wenn Konflikte auf höchster Ebene unweigerlich zum Verhungern der Menschen führen, dann ist im Denken zumindest ein Wunder erforderlich: heraus aus der Kette des Hergebrachten, heraus aus den Denkscheren des immer so Gemachten. Ich verstehe die prophetischen Stimmen, die von Schuldenerlass zu sprechen beginnen, von existenzsicherndem Grundeinkommen, von

neuer Solidarität zwischen den Generationen, von einer europäischen und globalen Neuorientierung gegenüber den Millionen, die fliehen vor Überschwemmung, Hunger und Krieg. Ich verstehe sie.

Doch ich weiß: Wir sind keine Prophetinnen und Propheten, auch nicht Mächtige und schon gar nicht Menschen auf höchster politischer und königlicher Ebene. Auch etwas sind wir nicht: Wir hungern nicht, unser Topf ist reich gefüllt und der Krug in der Schweiz übertoll. Weshalb hoffen wir dann auf ein Wunder, wenn zunächst einmal gar keines nötig wäre? Hätte Elia Brot gehabt und Öl – ich wäre überzeugt, er hätte nie die Witwe von Sarepta getroffen. Und wenn er sie getroffen hätte, er hätte reichlich gegeben. Und hätte sie eine Vorratskammer gehabt – ich bin überzeugt, sie hätte den Mann Gottes nicht warten lassen. Die Stimme der Hungernden klingt an unser Ohr, tagtäglich, durch alle Medien, sogar vor unseren Türen hinter den Fassaden der Nachbarschaft. Was warten wir denn auf Wunder, wenn wir handeln können?

„Das ist das schlimmste, wir können nichts tun.“ Noch einmal leert sich der Blick der Ehefrau in Zürich. „Das ist schlimm. Das macht die totale Unsicherheit noch unheimlicher. Wir beide, mein Mann und ich, hängen in den Seilen. Wir sind zum Warten verdammt. Ich versinke immer wieder in diese Unsicherheit. Und da hilft mir das Beten, die Kapelle im Großmünster, das Anzünden der Kerze.“ „Was hilft dir denn?“ „Ich bete zu meinen Helfern da oben. Sie sollen helfen, dass die Zysten verschwinden. Sein Tumor macht mich selber krank. Manchmal weiß ich nicht, wer mehr krank ist... Ja, ich bitte, sie und Gott mögen helfen. Ich hoffe – ja, auf das ... Wunder.“

Es macht den Reiz unserer Geschichte, dass am Ende auch nicht klar ist, wer da eigentlich wen ernährt: Die Witwe den Propheten oder der Prophet mit seinem Gott die Witwe. Ist es denn immer so klar: Helfen wir mit unserem Geld den anderen, oder ernähren sie uns mit ihren Früchten? Helfen wir mit unserer Gesundheit dem Kranken, oder hilft der Kranke uns in unserem krankmachenden Zweifeln? Wie, wenn Gott unsere Welt so eingerichtet hätte, dass wir einander ernähren sollten? Wie, wenn Gott unser Zusammenleben so eingerichtet hätte, dass niemand Boden unter den Füßen hat, sondern alle gehalten werden von Worten aus dem Himmel, die wahr werden: Das Mehl im Krug wird nicht ausgehen, der Öl-Krug wird nicht leer werden? Amen.